III. Jahr Heft 11

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Carl Dallago: Der große Unwissende I (Familie) / Georg Trakl: Untergang / Fritz Lampl: Der Genius / Hans Janowitz: Das zierliche Mädchen / Josef Georg Oberkofler: Der Sterbende / Rudolf v. Saar: Lieder der Wöchnerinnen / Gregor Wysner: Begegnung im Wald / Hugo Neugebauer: Krieg / L. E. Tesar: Vom Fortschritt / Carl Dallago: Über Rassentheorie / Karl Borromäus Heinrich: Briefe aus der Abgeschiedenheit II (Die Erscheinung Georg Trakls) / Karikaturenfolge 59: Max von Esterle: Karl Röck

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme
der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 2085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. Jahrgang des „Brenner“

(24 Hefte, Juni 1910 bis Juni 1911)

wird, soweit der Vorrat reicht, komplett zum ermäßigten Preis von 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer“

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4
Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen (Zeitungsausschnitte) über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

III. Jahr Innsbruck / 1. März 1913 Heft 11

Carl Dallago / Der große Unwissende*)

Eine Lebensführung

Seitdem ich wissend wurde, weiß ich von meinem Unwissen. Das begleitet mich nun überall hin; es beherbergt mich geradezu. Ich bin wie ein kleines Licht in einem großen Dunkel. Von mir selber nur wird der Umkreis meines Lebens erhellt. Je mehr ich in mich komme, umsomehr lichtet sich auch das Dunkel, umsomehr wachse ich in die Dunkelheit hinein und immer ferner werden die Grenzen. Zuletzt reiche ich überall hin und erhelle lauter Dunkel, die mich einschließen — lauter Rätsel, die noch rätselhafter werden, je mehr ich sie erhelle. Vor mir kein Ende, so daß ich nicht weiß: wohin? Hinter mir kein Anfang, so daß ich nicht weiß: woher? So stehe ich da, umschlossen von Wirklichkeiten, die völlig unwirklich vor Dunkel sind. Es wird mir ganz mystisch zu Mute. Je mehr ich mein Sein erhelle, umsomehr Dunkel entdecke ich. Und je weniger ich dieses Sein erhelle, umsomehr *scheine* ich. Erst wenn ich das Scheinen vor das Sein stelle, erhalten ich und die Dinge ihre Grenzen und es entsteht eine Vielheit. Es bedeutet: das Unzulängliche dem Zulänglichen voranstellen, das Zugängliche dem Unzugänglichen, das Vergängliche dem Unvergänglichen. So scheidet sich das Bedingte vom Unbedingten. Aber wer *sein* will und nicht nur scheinen, darf das Unbedingte aus sich nicht verlieren.

*) Dieses neue Werk von Carl Dallago erscheint hier fortlaufend in abgeschlossenen Kapiteln.

Jetzt ruhe ich auf kurzem büschligem Berggras. Umgeben von Waldhängen mit hohen hellen Lärchen, umrankt von Waldblumen und Sträuchern, umstanden von Baumstumpfen und vereinzelten Steinblöcken. Durch die Reihen der Bäume schaut ein langer Hügelzug von Wiesen herein: ein Grün saftstrotzend und formenreich ausgreifend wie der fest gewordene Wellengang eines Meers. Die gewaltigen Bergketten dahinter emporragend mit dunklen Forsten und Einschnitten, mit gelben Licht- und blauen Schattenfeldern und dem weißgesprenkelten Band verschneiter Grate und Gipfel. Zuhöchst des Junihimmels junges sommerliches Blau sich auf einen senkend wie ein Auge, das in Unermeßlichkeiten hineinzieht.

So ruhe ich aus. Ich habe meine Stadtwohnung aufgegeben und ein kleines felsiges Grundstück bei einem Dorfe oberhalb des Gardasees angekauft. Ein eigenes Fleckchen Erde, ein Häuschen als Wohnstätte, ausreichend für meine Familie: es war seit Jahren mein Wunsch. Seine Erfüllung verlangte ihre Reife. Ich wußte nicht, wie es kommen würde. Bei der Kargheit meiner Mittel scheute ich jede bindende Tat. Nun jedoch ist wirklich mit dem Bau des Häuschens begonnen worden. Schon im Herbst will ich es mit den Meinen beziehen. Ausruhend staune ich noch, wie plötzlich die Sache zustande kam. Und in die Neugierde, wie es noch kommen wird, mischt sich Freude hinein und eine stille Sicherheit, die allen Unsicherheiten der Zukunft begegnen will.

*

In die weite Stille der Waldlandschaft trägt das Leben seine farbigen Stimmen. Vogelsang und Gezwitscher von den Höhen der Bäume, Hirtenrufe und Herdengeläute abgebrochen hereinsickernd, Kirchenglocken heraufönend von den Taldörfern. Ich noch immer ausruhend auf büschelgrasigem

Waldboden. Und die Stille immer mehr als das Beherrschende heraushörend. Sie ist das Große, das Ueberflutende. Alle die Stimmen gehen in sie hinein wie kleine Dinge in einen endlosen Raum. Sie bleibt, sie verschluckt alles. Sie birgt und verbirgt das Leben, und wer dieses hören will, muß sich in sie verlieren können.

Ich habe die lauten farbigen Stimmen wie eine Außenseite der Töne des Lebens entlassen und höre mich nun selbst in der Stille. Und indem ich mich höre, sehe ich mich auch: sehe mich werden und wachsen und mein Aussehen wandeln. Und immer mehr zu mir finden und immer weniger von mir wissen. Denn das Ich, das ich vorfinde und ausgrabe, reicht immer weiter in Tiefen hinein, die ich nicht ergründe. Ich ziehe aus dieser Beschaffenheit meine Stärke. Und wenn man mir von außen her zusetzt, ich halte mich nach innen. Der Halt ist sicher und geht ins Endlose, das kein Nehmen verringert. Wenn ich solchen Halt nur immer finden könnte! Er bedarf des nach innen gekehrten Schauens und eines Auges, das im Dunkel wahrnimmt. Dann besitzt einen kein Besitz. Und mein Haus wird mir nie zur Last werden. Ich brauche es ja auch mehr für die, die zurückbleiben und die doch mit mir gegangen, mit mir geworden sind. Für meine Familie. Indem ich sie versorge, versorge und erleichtere ich mich selber. Die Verkettung mit ihr wird loser und läßt mein Inmichgehen freier werden. Denn wenn ich weiter in mich gehe, bleiben die Meinen wohl draußen zurück. So legte die Zeit einen Zwischenraum zwischen mich und die Meinen, der oft aussieht wie eine Trennung. Alle Verbindung ist dann wie aufgehoben und ich bin allein mit mir und meinem Familiensinn.

Dieser, so für sich gelassen, lockert noch mehr die Bande von den Seinen, um das Lästige eines Zwanges nicht aufkommen zu lassen. Er haßt jede Gewalt. Seine Schöpfernatur fühlt ein Gewaltbrauchen als Niederlage. Wer zum

Weibe machte und Kinder zeugte, betrachtet auch Weib und Kind als seinen natürlichen Anhang und will die Natürlichkeit des Anhängens durch kein Tun und Reden beeinflussen. Er möchte den Seinen vorstehen und ihnen die Zugänge in das Leben eröffnen und ebnen helfen, in ein Leben, das die Seinen ihm wieder ausstatten helfen sollen. Er möchte Herrschaft und Führung haben ohne Herrscherrolle, so natürlich wie ein Stamm über das Zweigwerk Herrschaft und Führung hat. Die Nötigung einer Mahnung zur Unterordnung muß ihm schon wie eine Einbuße seiner Kraft sein. Es darf kein „Hü!" und kein „Hopp!" geben. Wird anders gezogen als sein Zug ist, stellt er seinen Zug ein und läßt dem Gegenzug freie Hand und entläßt von sich Herrschaft und Führung. Sein Wille zur Natürlichkeit seiner Anhängerschaft verträgt keine Züchtung.

Wenn einem der Familiensinn so geartet ist, erntet man zumeist nur karge Freuden von seiner Familie. Das Erziehen will einem nicht gelingen. Man vertraut der Natur der Dinge und erwartet von einem Nichtflügge-sein ein Sichunterordnen einem Flügge-Gewordenen. Sich selber vermeint man als solches und rechnet auch das Flüggewerden am Weibe sich selber zu. Daher — so schließt man — wäre an diesem das Sichunterordnen auch das Natürliche. Da entwickeln sich oft die Dinge gegen alle Erwartung.

Auch ich machte solche Erfahrung. Ich habe eine Familie besessen, die ich schon ganz aus den Augen verloren habe: so sehr bin ich ihr ferne gerückt. Und den Meinen, die ich heute besitze, ging der Wille zur Willigkeit auch bereits verloren, falls er je vorhanden war. Aber heute ist es nicht mehr gegen meine Erwartung. Denn ich erwarte nicht mehr, sondern ich warte. Ich habe eine Neugierde mehr in mir, wo früher ein Ziel war. Auch fühle ich mich selber noch nicht genug flügge. Wer möchte wohl mit seinen allzu zeitlichen Kräften je flügge genug sein für ein Dasein,

das kein Ende nimmt? So belehrt mich noch alles Unerwartete und weitet mein Warten und macht es zu willigem Hinnehmen. Ich weiß heute auch, wie unwissend Liebe und Lust sind, die im Weibe zeugten. Und ich habe für das Geratensein des Gezeugten außer der Beschaffenheit der Zeugenden nichts anzuführen als was Liebe und Lust versprechen. Es mag nichts sein und alles. Jedenfalls kann man nach dem Grade des Freudeerlebens am Gezeugten dieses nicht bewerten: das weiß ich, indem ich nicht weiß, ob und wann mir Leid und Freude besser frommt — ob gelegentlicher Kummer nicht noch zur Freude wird und umgekehrt. Der Wege und Abwege gibt es zu viele. Und manche Bestimmung erfüllt sich erst auf Umwegen. Auch weiß von der Last der Liebe, wer an Liebe schwer getragen hat, und läßt zuweilen willig auf sich einwirken, was von dieser abbröckelt. So kann man noch willig einem Geschehen werden, das die Seinen unwillig zu einem macht. Es macht einen auch freier, wenn die Liebe weniger vom Gegenstande abhängig wird. Ein allzu gegenständliches Familienglück kommt wohl nie zum Freiwerden der Liebe.

Familie: wie zieht sich dieser Begriff in mich hinein! Reicht er eigentlich nicht so weit als meine Triebe reichen? Kann er nicht immer neu treiben, soweit Liebe und Lust in mir neu treiben können? Ich nehme damit den Meinen von heute nichts weg; aber wenn sie sich selbst etwas in mir wegnehmen, so weiß ich es vielleicht mir zuzulegen. Es macht mich freier zu den Meinen und milder und läßt mich geben, ohne auf Dank zu rechnen. Es ist Dank genug in solchem Geben-Können, das ich ernst anstrebe.

So freue ich mich auf meine neue Behausung, als Schutz und Wohnstätte für die, die ich besitze, ohne sie vielleicht genug zu besitzen, weil sie sich selbst noch zu wenig besitzen. Und mein äußerlicher Besitz dient äußerlichem Besitz.

Das Haus aber hat auch seine Fenster. Die weisen ins Freie auf Berge und See und nach dem endlosen Raum darüber. Und verbinden so dem Endlosen. Und erwirken vielleicht im Beschauer tieferen Besitz. Indem sie ihn mahnen, sich aufzuschließen, zu werden wie ein Haus, dessen vergängliche Leiblichkeit sich Fenster ausbricht, die ins Unvergängliche weisen. Dann wird ihm vielleicht alles zum Gleichnis, und er lernt im Vergänglich-Bedingten das Unvergänglich-Unbedingte begreifen. Dann mag er die Familie als Mittel erkennen, das Bedingte seines Ichs zu erschließen und darzutun, dessen „Willen zur Macht" anzubringen, der letzten Endes vielleicht Streben nach der Teilschaft am Unbedingten, am ewigen Leben, ist. Es gießt vielleicht die größte Stärke aus in die Seele des unternehmenden Menschen, der seine bedingte Leiblichkeit im Leben zu versorgen hat. Die Erkenntnis, daß das Zeitliche nicht das Letzte ist, läßt ihn im Gewinnen Maß halten und im Verlieren den Verlust nicht fühlen und läßt ihn dadurch stark werden im Ertragen alles Zeitlich-Bedingten. Es verschafft die größte Tauglichkeit für das zeitliche Leben, das in solcher Weise der eigenen Unzulänglichkeit noch am zulänglichsten Herr wird. An einem Nur-Gleichnis — an einem Entliehenen — erträgt man die Mängel leichter. Und das leibliche Leben ist ein zu Zeitliches, ist ein Entliehenes: es muß wieder zurückgegeben werden. So ist man selber, ist auch die Familie dem Dasein entliehen. Das Geschenk des Daseins ist das Dasein selbst: es bleibt! Und dem ewigen Hang in einem gelüstet zuletzt wohl nach diesem Dasein wie nach einem Weibe, wenn man Mensch und Mann hiefür genug ist — glühend und tief genug — Licht genug, um sich ins größte Dunkel wie in ein Geliebtes zu versenken: in die Umarmung dieses Dunkels.

Und ist einem das Dasein zum Weibe geworden, erlebt man wie eine Erleuchtung das Gefühl: „Alles Weibliche

zieht uns hinan.“ Es besagt: Es ist das ewige Dunkel, das Rätsel des Daseins, das uns anzieht, das uns hineinzieht. Und daß dieses Hineinziehen immer ein Hinanziehen ist, weil dieses Daseins-Rätsel die höchste Realität ist.

*

Der Vorsommerabend hat sich um mich ausgebreitet. Von den Waldhängen ringsum nähern sich frohstimmig die heimkehrenden Herden. Der Vogelsang ist abendlich inniger. Vor mir liegen zwei Teiche wie zwei braune Augen, die die Waldlandschaft spiegeln. Die vielen hohen Lärchen ragen steil und still in den Abendhimmel, der mit massenhaft flaumartigem Gewölk wie mit einer Unzahl verflatterter Träume friedlich und langsam über Wald und Berge hinflutet. Ich verfolge die Wolkenflut lange und lange, als trüge sie entschwebte Teile meines Empfindens. Dann schreite ich überaus friedfertig heimwärts durch den Wald, der wie ein ernstes großes Abendlied ist, und trage meine ganze Friedfertigkeit den Meinen zu.

Untergang / von Georg Trakl

an Karl Borromäus Heinrich

Ueber den weißen Weiher
Sind die wilden Vögel fortgezogen.
Am Abend weht von unseren Sternen ein eisiger Wind.

Ueber unsere Gräber
Beugt sich die zerbrochene Stirne der Nacht.
Unter Palmen schaukeln wir auf einem silbernen Kahn.

Immer klingen die weißen Mauern der Stadt.
Unter Dornenbogen
O mein Bruder klimmen wir blinde Zeiger gen Mitternacht.

Der Genius / von Fritz Lampl

Er trug sein Ewiges mit leichter Würde.
Der Schwarm, der ihn als Finsternis umgab,
Trug seinen Glanz im Haar und wußt es nicht.

Er aber stand und löste seine Hand,
Und legte sie als Decke über die armen Seelen.
Auf seinen Lippen war ein weises Lied,
Auf seinen Lippen war ein stiller Gruß,
Und seine Worte sanken in ihr Blut —
Da wurden alle ihre Reden gut
Und ihre Klagen müd:
Tage, o Tage der Sehnsucht . . .

Und als er kam vor das heimliche Himmelstor,
Stand der verwaiste Engel der Liebe davor.

Der Genius über den Gräbern

Der Engel, der ihn mild geleitete,
Und den verklärter Glanz umgab,
Der Engel ganz in Träumen breitete
Die Wolken sanft zu seinen Füßen aus.
Da sprach der Hohe: Wohin führst du mich?
Und Antwort kam: Wo du gestorben bist.

Der Engel, der ihn mild geleitete,
Nahm seine Hände und es weitete
Die Erde voll von Gräbern seinen Blick.
Schatten tasteten vor und zurück
Und fielen in die tiefen Brunnen:
Denn alle folgten einem irren Licht . . .
Da sprach der Genius: Ist d i e s die Erde?

Das zierliche Mädchen

von Hans Janowitz

Die Gassenbuben, mit denen sie vor zwei Jahren noch auf den Sandhaufen vor Bauten und an Zäunen gespielt hatte, — ihr Haar war damals offen und ihre Beine barfuß gewesen, — waren Handlanger geworden und wenn heute die Spielgefährtin in Gesellschaft junger Taglöhner an ihnen vorbeizog, so beachtete man einander kaum. Die verwegensten Burschen des Arbeiterviertels hatten sie indessen ihrer würdig befunden und keiner jener Jüngeren, die kürzlich noch knabenhaft das Mädchen geliebt und geprügelt hatten, durfte es wagen, die alte Bekanntschaft etwa wiederanzuknüpfen.

Wenn im Leben der schönen Sechzehnjährigen Manches anders geworden war, wie daß sie heute eine große Frisur mit einer Masche darin trug, und Schuhe und Strümpfe, so war sich doch das Eine gleich geblieben: die Gasse war heute wie einst der Schauplatz ihres Wirkens, ihrer Siege und ihrer Freuden, ihre Erlebnisse und ihrer Fröhlichkeit. Ihr Gang, den die etwas verlängerten Röcke nicht um seine proletarische Grazie bringen konnten, hatte jene heimatliche Zuständigkeit, die nur den Straßenkindern zukommt, und wenn es galt, bei Kinematographenvorstellungen zurecht zu kommen, denen sich die Pforten des Theaters häufiger eröffneten als wandernden Schauspielertruppen, so lief das Mädchen mit dem ungehemmten Schritte des Kindes von einst, daß die Kleider nur so flogen, und man erkannte, daß es sich auf der Gasse völlig wie zuhause bewegte.

Was sich an ihr noch gleich geblieben war, war eine romantische Sucht, die aus ihrem Auge heute ebenso glänzte, wie einst aus dem der Elfjährigen, und die Befriedigung in einer Zirkusvorstellung, einem Kirchweihfest, einem Freikonzert, einer amerikanischen Schaukel, einem blendenden

Zauberkünstler, einer Vorstellung des Dilettantenvereines oder einer Theatertruppe gefunden hatte, später sich mehr auf Straßenumzüge, Missionspredigten, Feierlichkeiten, Versammlungen, am liebsten aber auf Demonstrationen mit Gesang, Geschrei und Fenstereinschlagen verlegte. Heute pflegte sie zwar mit gleicher Lust alle diese Gebiete, aber ihre Triebe gelangten eher in einer Nacht auf wilden Tanzböden zur Befriedigung, in Nachmittagen, die sie mit Strölchen in Straßengräben und nahen Wäldchen durchhurte, in Morgenstunden nach durchsoffener Nacht, im wackeligen Bette eines Taglöhnerquartiers. Und worin ihre Lust eigentlich gipfelte und ihre Abenteuersucht so recht die ersehnte Schranke fand, das waren Hiebe, Peitschenhiebe, Stockhiebe, die Schläge sehniger Fäuste.

Da sie also nach solchen Genüssen ging, hatte sie für Männer in guten Röcken nicht viel übrig. Sie trugen Handschuhe, wenn es kühler wurde, und weil sie ihr zarter schienen, als sie selbst, so achtete sie ihrer gering. Bloß wenn es galt, dringend Geld zu beschaffen, ging sie mit solch einem Herrn in ein Absteigequartier, wo er sich dann nicht genug an der Gleichgültigkeit, beinahe Passivität des Kindes, ergötzen konnte. — Einer war da, den sie schon von klein auf kannte. Wenn sie mit Gassenbuben auf Sandhaufen sich gewälzt hatte, im unsäglich schmutzigen Waschkleid, war er oft vorbeigegangen und etwas wie Neid war in seinen unverhohlen verliebten Blicken gewesen. Als er, der Sohn begüterter Eltern, in den Studienjahren nur die Ferien zuhause verbrachte, begegneten sie einander oft und ververfolgten gegenseitig ihr Wachstum. Aus fremden Städten zurückgekehrt, traf er sie auch heuer wieder und erkannte, daß mit dem Mädchen in den letzten Wochen eine Veränderung vor sich gegangen war, die er sich wohl zu erklären wußte. Es achtete seiner kaum, die kindlichen Formen hatten Schwung erhalten und Gang und Linie wirkten irgend-

wie entzügelt. Täglich sprach sich in ihrem Gesicht mehr und mehr eine dirnenhafte Willigkeit aus. Manchmal, in Gesellschaft junger Burschen, lachte sie breit und höhnisch den vorbeigehenden Jüngling an. Sie begann sich schon etwas in den Hüften zu wiegen, die voller wurden, aber der Gang zeigte noch die einstige Grazie und der Blick jenen romantischen Glanz, der heute im Kinematographen und morgen in einem Peitschenhiebe landen wollte.

Die Traurigkeit und Vornehmheit des Jünglings hatte auch heuer für sie nichts Anziehendes. Sie lachte ihn aus. Und was seine Neigung zu ihr betraf, so bezog sie sich mehr auf den Reiz, der dem Dirnchen aus schlankeren und zurückhaltenderen Tagen geblieben war. Seine Erinnerung suchte in Gang und Gestalt der Vorbeigehenden nach den Zügen ihrer schönen Kindheit; und was sie fand, war ein rührender Rest, der seiner Neigung genügte und der imstande war, alles verschwinden zu machen, was an Gemeinheit, Unkeuschheit und allzubereiter Willigkeit hinzugekommen war. — Es war ein Sommer, der dem Orte und seinen Bädern viele Fremde zuführte. Die Parkkonzerte waren überfüllt, die jungen Leute unternahmen Ausflüge, einige Frauen hatten sich eingestellt, die Erholung und Unterhaltung forderten und sich ihrer Freiheit ausgiebiger freuten, als man es in solcher kleinen Stadt gewohnt ist. In den Uferanlagen gab es am Abend Zusammenkünfte und hier gingen die nett gekleideten Mädchen des Ortes, die als Brunnenbedienstete auf leichte Weise Herrenbekanntschaften machten, von Hand zu Hand. Das schöne Kind geriet anfangs an einen Konzertmeister, — die Burschen, mit denen es im Frühling Umgang gepflogen hatte, verschwanden in den Sommermonaten aus seinen Tagen, — passierte später einige Badegäste und blickte im Herbst, als die Heimischen wieder allein geblieben waren, auf eine bunte Saison zurück. Das Wechseln der Männer und Bet-

ten hatte sie noch im Blut und es kam wie von selbst, daß sie sich eines Abends mit dem Jüngling, der ungesellig die Zeit der sommerlichen Lebhaftigkeit verbracht hatte, in einem Hotelzimmer befand, welches ihr von früheren Besuchen wohl vertraut war. Solange das Volk um ihn die sinnliche Woge über sich hatte ergehen gelassen, die mit dem Fremdenandrang über die Stadt gewälzt kam, hatte er sich zu wahren gewußt und abgesondert gehalten. Nun bedurfte es keines Widerstandes mehr; als sich die erste Gelegenheit bot, sprach er das Mädchen an und brachte es ohne sonderliche Schwierigkeit dahin, daß es ihm ins Absteigequartier folgte. Und daß es diese Glieder waren, die ihn einst auf der Gasse maßlos betört hatten und die er jetzt genoß, machte ihn unsinnig selig. Er gedachte der Vielen nicht, die ihm vorangegangen waren, seine Fantasie überbrückte die Zeit und das Mädchen selbst erschien sich so, wie es vor Jahren gewesen war: Was der Jüngling umarmte, war ein kindlicher Engel.

Dieser Zusammenkunft folgte keine zweite. Wenn man sich traf, war es fast wie früher. Das Mädchen ging mit Burschen aus den Dörfern oder Fabriken und lachte den jungen Mann in seinen reinlichen Kleidern aus. Aber das Leben des Sommers, das in jener Nacht einen elegischen Abschluß gefunden hatte, ließ eine Leere in ihr zurück, welche keine Rauferei unter den Burschen um sie ausfüllen konnte.

Ein Zirkus kehrte im Städtchen ein und das Mädchen war, glänzenden Auges, das nach Wundern an Licht, Farben und waghalsigen Künsten ging, sein täglicher Gast. An manchen Abenden fror es schon und sie trug eine kurze Jacke, die Hände unter die weiße Schürze gewühlt. In Gesellschaft von Dirnen und Burschen ihresgleichen lehnte sie an der Barrière, warf den sammelnden Kindern, Tänzerinnen, Kunstreiterinnen, Turnerinnen, die sie um ihre Ko-

stüme und Trikots beneidete, Kreuzer in die Teller, belachte den August und erhitzte sich an der Tollkühnheit eines Artisten, der als Monsieur Robert Reiterkunststücke vollführte und als Jim, der in allen fünf Erdteilen berühmte Seiltänzer, ein gefesseltes Mädchen über das gespannte Drahtseil trug.

An einem Abend wurde die Vorstellung abgesagt, weil es fror und ein geringer Besuch zu erwarten war. Mit einer Freundin stand das Mädchen vor einem grünen Wagen bei jenem Monsieur Robert, der ein Halstuch, zuhälterisch gebunden, umhatte, und mit heiserer Stimme Zoten zum Besten gab. Von den Dorfmusikanten, die gekommen waren und wieder zurückgeschickt werden sollten, stand einer im Zelte und spielte auf seinem Waldhorn. Die Mädchen lachten unbändig über die Witze des Artisten. Aus einem nahen Wagen schlüpfte ein Kind, einen Knabenüberzieher über sein rotes Trikot geworfen. Als es an der Gruppe vorbeiwollte, griff der Kunstreiter es auf, zog es an sich, hielt es um die nackten Schultern, von denen der Rock zu Boden gerutscht war, und küßte es wild und lang auf die Kehle. Man erkannte, daß es ein kleines Mädchen war, das lächelte und kühl sich sträubte. Er ließ es los, da die Wagentür sich wieder öffnete, ein breites Weib darin erschien, ihn hexenhaft anschrie, mit harter, männlicher Stimme. Das Kind brachte seine Haare, das Köpfchen schüttelnd, in Ordnung, warf sich den Rock wieder um, ging ruhig dem Zelteingang zu und verschwand. Dann zog sich die Alte zurück, der Artist wischte sich den Mund ab und wandte seinen Blick funkelnd den Mädchen zu, die bebend lachten und sich boten. Der Waldhornspieler wiederholte emsig ein Stück, nach welchem dressierte Pferde sonst einen Schrittmarsch um die Manege gingen. Das Mädchen sah, daß es jetzt darauf ankam, die Freundin zu verdrängen. Es nahm eine erhöhte Grazie an, machte zur Musik einige Tanz-

schritte dem Zelte zu und begann sich mit wirbelndem Rock kindisch am Absatz zu drehen. Dann knickte es wie ermüdet ein und der Bursche trat an sie heran. Die Andere raste vor Angst und begann auch einen Tanz, warf sich mänadisch in den Hüften und lustige Blicke der Verzweiflung trafen den Artisten. Er nahm das arme Mädchen an seine Seite, faßte es um die Taille und sie sahen der Anderen zu. Spiel und Tanz brachen ab, der Bursche flüsterte der Erwählten ins Ohr, und sie gingen fort, ohne der Freundin zu achten, die sich giftig davonmachte.

Die Beiden gingen zur Stadt hinaus, über die Brücke, um die Ueberschwemmung zu sehen, die es seit kurzem gab. Rechts und links vom Straßendamm stand Wasser in weiter Fläche und die Ufer setzten bereits Eis an. Ein erhöhter Weg, der zu einem Dorfe führte, war trocken geblieben. Das Mädchen schlug vor, in das Gasthaus dort zu gehen. Wo der Weg schmal wurde, machte das Kind sich los und hüpfte voraus. Der Mond, von keiner Trübung bedeckt, erhellte zauberisch die Landschaft. Der Mann biß sich die Lippen und folgte dem Schatten des Mädchens. Es kam eine Stelle, wo es galt, einen Baumstamm zu passieren, den die Landleute hier als Steg benützten. Das Mädchen machte einige furchtsame Schritte, zauderte, glitt aus und sprang schnell zurück. Der Bursche fing die Schöne auf, nahm sie, wie bei seinem Drahtseilakte, über die Arme und trug sie langsam hinüber. Während dieser Minuten schrie ihre Seligkeit zum Himmel. Drüben ließen sie die starken Arme nicht mehr los, warfen sie auf die Böschung, die schon zur ersten Scheuer des Dorfes führte, und heiß atmete der Mann über ihr. Sie hielt ihn abwehrend umarmt, bis sie seine Zähne scharf auf ihrer Kehle fühlte. Da schrie sie auf und zappelte, stieß ihm die Faust zwischen die Brauen, wand und riß sich los, flüchtete, Tränen im Blick, mit Beinen, steif vor Entsetzen, dem Dorfe zu.

Schwarz stand der Druck auf ihrer Kehle vor ihren Augen. Hinter ihr fauchte das Raubtier daher. Sie rannte gegen einen Zaun und sank wimmernd hin. Ein Hund schlug an. Nie war ein Augenblick jämmerlicher. Da warf es sich auch schon wie heiße Jagdgier auf sie, schleppte sie hinter die Scheuer, erlegte das Wild und weidete sich hündisch an der Vergehenden.

*

Als das Hochwasser gewichen war, fanden Soldaten, die am Morgen ausrückten, den Leichnam des zierlichen Mädchens. Den Schulkindern wurde erzählt, der böse Wassergeist habe es zu sich gezogen. Sie aber sagten unter einander, bei Nacht ginge ein wildes Tier um und morde Kinder; und die alten Weiber bestätigten es. Ein Bauer hatte in der Mordnacht auf der Landstraße einen taumelnden Teufel getroffen und sich bekreuzigt. Der Jüngling hatte am Fenster gelehnt und den Mondschein auf den Wassern bewundert.

Als er spät in der Nacht sein einsames Lager bezog, holte ihn wie von weit her ein ohnmächtiger Schlaf, und schmerzenden Kopfes, Tränen auf der Wange, fuhr er um die zweite Stunde auf. Er wußte nicht, was mit ihm vorgegangen war und wachte traurig bis zum Morgen. Als das Gerücht zu ihm drang, das liebe Mädchen sei jenem Untier zum Opfer gefallen, fühlte der Jüngling sich schwer von Wolken bedrängt. Schwach wie ein Blatt im Sturm bebte sein Inneres, hoch über ihm flutete großartig seine Seele, und ein Tränenregen ging nieder, der Sintflut gleich, alles ertränkend, daß nichts mehr sei.

Als die Flut gewichen war, fuhr das Grauen über den Rasen und er fror unter dem schrecklichen Winde. Aber dort, wo der Mordweg ihm auslief, am Orte der Untat, hatte Einer, für alle, erlösende Sühne geübt, und der Jüngling, für sich, das zierliche Mädchen bestattet.

Der Sterbende / von Josef Georg Oberkofler

Die Nacht in mir ist tief und ohne Ende
Und ihre Pulse gehn in hohlen Wegen.
Der Leib ist nackt. Verblaßte Larven regen
Ihr blindes Antlitz an die Sonnenwende.

Ein Kelch voll Stille hebt sich mir entgegen,
Bereitet sind zum Fallen meine Hände.
Und heiße Stimmen brechen vom Gelände,
Die sich an meinem Mund zur Ruhe legen.

Ich lausch in mich und habe keinen Traum.
Die Türen alle sind wie angelehnt:
Ich bin das Meer und gebe allem Raum.

Es strömt durch mich von Flutbegehr ersehnt.
Aus meinem Munde wächst ein hoher Baum,
Des Blätterbrust sich an die Sonne dehnt.

Lieder der Wöchnerinnen / von Rudolf von Saar

Dämmerung

Wir wußten noch lange nichts.
Da ist durch die Nacht unsrer Träume
Groß, wie ein Schatten des Lichts,
Ein ernster Engel geflogen,
Und seines Kleides glänzende Säume
Sind über die kahlen Kronen der Bäume
Wie weiße Schwäne gezogen.

Dann hat sich leis mit der Pracht
Ihres Ornats die stumme Nacht
Wie mit seltsamen Liedern umschlungen:
Wir aber haben mit lauschenden Zungen
Die unergründlichste Stunde durchwacht.

All unsre Wege hatten
Auf einmal ein Ziel —
Und vergessen im Schatten
Lag Tändeln und Spiel.

Ziele

Eure letzten Wege sind
Wie der Regenwolken stummes Gleiten
Am Abend über Tannenwipfeln,
Die mit schweren Mantelzipfeln
Wie Frauen aus dem Bade schreiten.

Aber auf einmal ein Lösen, ein Wind —
Ein Sinken der Mäntel, ein blind
Akkordieren aller Lebenssaiten . . .

Und ein Lauschen in allen Gärten
Hinaus auf den schwingenden Ton
Und ein Kommen auf allen Fährten,
Ein opferndes Drängen zum Thron.

Da hat euer müder Fuß mit den Schwingen
Einer neuen Jugend sein Lasten vertauscht
Und ihr steht wie im Garten die weißen Syringen,
In deren Blättern der Morgen rauscht.

Gregor Wysner / Begegnung im Wald

Zögernd und schwer fallen die letzten Regentropfen von den zitternden Zweigen in die Stille. Denn Gott war böse und hat den Wald im Gewitter gezüchtigt. Wie gescholtene Kinder, schüchtern und verlegen, stehen die Bäume da und rühren sich nicht. Die kleinen Sträucher aber kriechen ganz dicht an die dicken Stämme heran, als wollten sie Schutz und Trost suchen. Selbst der breite Weg, der sonst auf seine Beziehungen zu den Menschen so stolz ist und nicht den kleinsten Grashalm seinen Rand überschreiten läßt — sonst stürmt er wie ein Herrscher durch den Wald, daß Bäume und Blumen bescheiden zur Seite weichen — auch er ist kleinlaut geworden; und weil fast alle Menschentritte vom Regen verwischt sind, will er seiner Strenge vergessen und zur Natur zurückkehren.

Fräulein Maria geht durch den Wald. Leise und liebevoll geht sie von Baum zu Baum und nickt freundlich dankend hinauf, wenn sich die Zweige grüßend vor ihr beugen und rings um sie blitzende Wassertropfen streuen. Sie spricht mit den Bäumen, als wären es Kinder, sie schmiegt sich an die Stämme und lauscht auf das, was sie sagen. Die schätzen sie nicht, wie Menschen schätzen. Das sind ganz einfache, schlicht-freundliche Seelen, die froh und dankbar sind, wenn sich ein Mensch um sie kümmert und sie nach ihren Freuden und Leiden fragt. Maria begrüßt sie wie Freunde. Plötzlich richtet sie sich auf, bringt ihr Haar in Ordnung und macht einen ungeschickten Versuch hübsch auszusehen.

Hans kommt des Weges. Er geht und liest, sieht weder rechts noch links, nur in sein Buch. Maria betrachtet ihn, hinter einem Gebüsch verborgen: sein dichtes blondes Haar, das so zottig und unwillig am Kopfe hängt, als wollte es entfliehen, und seine kühlen grauen Augen, die ins Buch

schauen, als wäre es ein Mensch, und sie müßten ihm in die Seele blicken. Er ist schon fast vorüber, ohne sie zu bemerken; da ruft sie seinen Namen. Er blickt auf, freundlich-überrascht: „Fräulein Maria — oh, das ist hübsch, daß ich Sie zuhause treffe.“ Maria lacht. „Zuhause?“ -- „Ja, ich meine, wenn man in den Wald kommt, kommt man zu Ihnen. Ich bin ein wenig verlegen, weil Sie mich beim Lesen belauscht haben.“

„Wie können Sie auch im Walde lesen?“ Maria blickt ihn streng und strafend an. „Reden Ihnen nicht die Bäume drein? Lacht Ihnen nicht Pan zwischen die Sätze und zerzaust Ihnen die Gedanken?“

„Ich habe meine Augen in der Gewalt; sie sehen nur, was ich ihnen zeige. Und meine Gedanken sind wie ein gutgeschultes Heer; nicht einmal Pan kann sie in Verwirrung bringen.“

„Aber Sie haben das Buch versteckt, schuldbewußt wie ein Schüler, der unter dem Pult Romane liest. Sie wissen, daß Sie Religionsstörung begehen.“ Und spöttisch, mit einem kleinen, schüchternen Triumph in der Stimme, fügt sie hinzu: „Sind Sie am Ende auf dem Wege der Besserung?“

„Nichts da. Sie kennen mich als hartgesottenen Sünder. Ich wollte nur Sie nicht verletzen. Wenn ich Sie zuerst gesehen hätte, nicht Sie mich, hätte ich Sie nicht vor einer uralten Eiche knieend überrascht? In Andacht versunken? Wie?“

Maria wird rot. „Sie sind fast so intolerant wie ich. Nur noch boshafter. Ich habe mit meinen Bäumen gesprochen. Lachen Sie nicht. Ich spreche oft mit den Bäumen. Im langen freundschaftlichen Verkehr haben sie Vertrauen zu mir gefaßt. Manchmal glaube ich, ich selbst müßte ein Baum sein und hier heranwachsen mit hübschen grünen Blättern — etwa eine Urenkelin dieser alten Buche hier. Sie spricht

immer so mütterlich mit mir. Das Gewitter heute hat sie ganz weich gemacht: sie hat mir von ihrer Mutter erzählt."

„Sie scherzen: Meinen Sie wirklich, daß alte Buchen ein Familienleben haben?"

„Aber gewiß! Meine Buche zum Beispiel — sie heißt übrigens Anna — also die Buche Anna hat hier im Walde dreißig Geschwister und weit über hundert Kinder, die Enkel und Urenkel sind natürlich nicht mehr zu zählen. Das hat sie mir selbst erzählt. Aber ihre Mutter ist schon über zweihundert Jahre tot. Sie war eine gefeierte Schönheit, und die Menschen schmückten sie mit einem Marienbild. Da wurde sie stolz und übermütig und bei einem Gewitter, das noch viel schlimmer war als das heutige, ist sie von Gottes Zorn erschlagen worden. So pathetisch drücken sich nämlich alte Buchen aus."

„Sie sollten Gedichte machen." Er sagt das ein wenig verächtlich, aber Maria merkt es nicht. Zögernd gesteht sie: „Ich habe schon viele Gedichte gemacht. Aber sie sind nicht schön."

„Das sagen Sie nur so!"

„Nein, ich wäre ganz gewiß nicht bescheiden, wenns anders wäre. Aber das gehört ja zu meinen häßlichsten Erlebnissen. Oft glaube ich, es müßte gehen, und ich setze mich hin und schreibe, was mir einfällt. Alles Bunte und Schöne will ich einfangen und festhalten, und ich bin im Schreiben noch entzückt vom blauen Himmel und von der Sommersonne und vom Getreidefeld im Mittag. Wenn ich es dann durchlese, ist es wieder nichts. Es ist mir, als würde ich von tausend Stimmen ausgelacht. Hinter jedem Wort grinst mich seine groteske Verzerrung an. Zuweilen finde ich einen Satz, der mir gefällt. Ich liebkose ihn und bin glücklich, daß er mir gelungen ist, und ich lese ihn hundertmal. Plötzlich kommt er mir bekannt vor; und eh' ich mich dessen versehe, hab ichs heraus: er ist nicht

von mir, ein unbewußtes Zitat — und ich bin arm wie zuvor."

Hans bricht in ein herzliches Lachen aus. Er sieht nicht, daß sie Tränen in den Augen hat.

„Lachen Sie mich doch nicht aus! Es ist traurig. Kein Mensch weiß, was ich will. Immer sagen sie, daß ich klug bin. Ich will aber nicht ‚klug' sein. Ich will" — sie zögert, sehr befangen — „ich will etwas schaffen können".

„Sie haben Ihre schwache Seite entdeckt, und jetzt machen Sie Turnübungen, sozusagen."

„Soll man nicht? Muß ich nicht an mir arbeiten, als wäre ich formloser Stoff, der noch alles werden kann? Kann ich denn die Hände in den Schoß legen und den lieben Gott walten lassen?"

„Es wird Ihnen nichts anderes übrig bleiben. Sie selbst können nie genau wissen, was Sie wollen. Ich glaube, Sie wollen das Kunstwerk nicht, das Ihnen mißlingt. Sie lieben die Natur zu sehr, um sie gestalten zu können. Mancher ist verliebt und kann eben darum nur anbeten. Er will lieben, nicht sehen. Es fehlt ihm die Distanz, und Verliebtheit ist ein Schwächezustand."

„Sie sollen nicht von Liebe reden. Davon verstehen Sie nichts. Sie sind so grausam unpersönlich. Immer sprechen Sie zu mir, wie ein Gott aus den Wolken. Manchmal wundere ich mich, daß Sie leibhaftig neben mir vorhanden sind; daß Sie leben. Und Sie wollen von Liebe reden?"

„Sie haben recht: meine Welt ist Stahl. Aber könnte ich scharf und kalt sein, wenn ich nicht einmal glühend und weich gewesen wäre?"

„Ach Sie — mit Ihren zweiundzwanzig Jahren!"

„Und das wäre ein Einwand? Sie fordern mich heraus. Nun *will* ich reden. Wollen Sie mir glauben, daß ich mir vor zwei Jahren aus unglücklicher Liebe das Leben nehmen wollte?"

Maria bleibt stehen und starrt ihn an: „Warum erzählen Sie das?“

Hans lacht unruhig auf. „Um meine Erinnerungen endlich einmal unters Mikroskop zu nehmen. Ich will kein historisches Museum mehr in meinem Herzen. Was ich mich scheue anzutasten, ist eben darum wert, daß es zugrundegeht . . . Nun ja, ich bin ein bischen erregt. Denn — entsetzen Sie sich oder bewundern Sie mich: Ich schände mein Heiligtum. Ich will erzählen. Zum ersten Mal. Aber hören Sie: was ich Ihnen sage, ist fortan kein Geheimnis mehr. Erzählen Sie's ruhig weiter. Ich bitte um Indiskretion . . . .

„Sie hieß wie Sie: Maria. Als ich ihr vorgestellt wurde — auf einem Ball — war ich ein neunzehnjähriger Junge und hatte noch keine Angst vor Frauen. Ihr Blick hielt mich fest, ich senkte die Augen, und ich gehörte ihr, eh ich es ahnte. Ich konnte mit ihr nicht sprechen, ohne um sie zu werben. Sie aber ließ mich immer nahe an sich heran und stieß mich dann hoffnungslos zurück. — Ich tanzte mit ihr. Sie hängte sich an meinen Arm. ‚Sie können noch nicht tanzen,‘ sagte sie. ‚Das lernt man im Gymnasium nicht,‘ erwiderte ich. Allmählich verlor sie ihre Sicherheit. In der schwankenden Unruhe ihres Gesprächs, in der verzweifelten Bosheit ihrer Zurückweisung fühlte ich meinen Erfolg. Nun saß ich eine halbe Stunde neben ihr, ohne ein Wort zu sprechen. Sie aber war mit drei anderen Männern beschäftigt; lebhaft, lockend und kindlich spielte sie mit ihnen — für mich. Dann tanzte sie fort von mir und ich blickte ihr nach, wie sie von einem zum andern flog, atemlos, ruhelos, oft mir nahe, mich mit den Augen suchend, und gleich wieder fern, und ich glaubte sie in irgend einer Ecke des Saales lachen und spotten zu hören über mich. — Ich kannte mich nicht mehr. Ich stand auf und suchte sie. In einer dunklen Ecke saß sie mit einem Menschen, der schön und einfältig aussah. Ich ging auf sie zu: ‚Maria, Sie müssen bei mir

sein. Was suchen Sie bei fremden Leuten?' Da stand sie auf und folgte mir wie ein Kind . . . Fortan waren wir unzertrennlich. Aber immer war es wie am ersten Tag: Ein schmerzlicher Kampf, ein sinnloses Leidenwollen. Die andern sagten, wir liebten uns. Sie ging von mir, wenn ich sie liebte, und kam demütig wieder, wenn ich böse war. Einmal kam ich zu ihr und fand sie weinend. ‚Warum weinst du?' fragte ich. Da sah sie mich feindselig an. ‚Weil du mich lieb hast. Was willst du von mir? Ich sehe deine Hände und muß mir wünschen, sie möchten mich liebkosen. Ich sehe deine Augen und weiß, daß du mir fremd bist.' Wieder kamen ihr Tränen in die Augen. ‚Warum bist du gekommen? Du willst mit mir tun können, was du willst, und immer lockt es mich dir zu folgen. Aber ich will nicht. Geh' fort!' Da stand ich auf und wollte gehen. Sie aber hing sich an meinen Hals und lachte und tat, als wäre alles nur ein Scherz gewesen. Dann sah ich sie drei Wochen nicht. Sie war nicht zu finden und auf meine Briefe kam keine Antwort. Da sah ich sie eines Tages mit dem dummen Jungen vom ersten Abend an meinem Fenster vorbeigehen. Nun verlor ich ganz die Fassung. Am nächsten Tage ging ich zu ihr. Sie empfing mich freundlich, als wäre nichts geschehen. Wir waren gut zueinander, und ich stellte keine Frage. Dann aber begann sie mir von dem Andern zu erzählen. Sie schwärmte von ihm, stellte ihn über mich. Als ich ihr Vorwürfe machte, daß sie ihn an sich herangelassen habe, da leugnete sie, wie man leugnet, wenn man lügt. Wir wurden feindselig gegeneinander, wir sagten uns die schmerzlichsten Dinge, die sich Menschen sagen können. Schließlich lief ich davon . . . Ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen. Es war ein Freitag. In der Nacht schlief ich ruhig und fest, zum erstenmal seit langer Zeit. Ich hatte einen Entschluß gefaßt. Ich wollte sterben. Am Morgen kam Marias Bruder zu mir, unruhig und aufgeregt. Mir war, als wüßte ichs

schon: daß Maria nicht mehr lebte — es war mir lästig, daß er mir's erst sagte. In dem Brief, den er mir brachte, standen zwei Worte: ‚Mein Geliebter.' — Wie lächerlich, dachte ich erst. Hat sie sich nicht das Leben genommen, um den Abschiedsbrief zu schreiben? Und es fiel ihr nichts ein: da meinte sie, es wäre schön, ‚Mein Geliebter' zu schreiben . . . Aber dann wars mit einem Mal ganz anders. Es war, wie wenn am Morgen die Nebel steigen und Zug für Zug das Gesicht der Landschaft enthüllen. Es war wie die geträumte Lösung eines Rätsels: bloß das Gefühl, nicht das Wissen um die Antwort. Ich glaubte zu verstehen: Sie hatte mir die Erledigung abgenommen. Ja, sie hatte sich für mich geopfert. Hätte ichs noch länger ertragen können, mit imaginären Größen wie mit Eins und Zwei zu operieren? Als sie noch lebte, erschien mir oft das Weib wie die Fieberphantasie des Mannes, ein unbegreiflicher Zauber, als hätte ein spielender Gott Wälder und Wiesen, Höhen und Tiefen, eine ganze Welt von Tieren, von fleischgewordenen Empfindungen und Erregungen in einer hohlen Hand erschaffen — und doch wäre es nur eine hohle Hand. Mir schien es nutzlos, zu denken, zu forschen, von Tagen und Erlebnissen zu sprechen, solange alles Vorhandene durch diese Phantasmagorie Weib in Frage gestellt würde. Von all dem war ich nun erlöst . . . Ich mußte ihr danken . . . Heute weiß ich, daß wohl auch der Dank ein Irrtum war, wie vorher die Verzweiflung vor dem Unbekannten. Damals aber bin ich im Feuer kalt und scharf geworden — wie ich heute bin."

Sie schwiegen. Hans sah unter dem Ernst der Erinnerung und der Verlegenheit des Bekenntnisses mehr als je wie ein altkluges Kind aus. Maria, geängstigt und unsicher, war sehr blaß.

„Ich verstehe das nicht," sagte sie leise. „So fremd ist mir das alles, was Sie mir von dieser erzählt haben. Müßte ich sie nicht begreifen, viel besser, innerlicher begreifen, als

Sie es vermochten? Sie sprachen von ihr, als wäre sie die Verkörperung des Weiblichen, als gäbe es nichts anderes unter dem Namen des Geschlechtes. Aber ich —? Ich bin heimatlos. Wo gehöre ich hin? Ich verstehe den Mann und bin es nicht, ich soll Weib sein und verstehe es nicht. Wozu bin ich da?"

„Sie sind da, um mich zu verstehen, Maria. Alles was mich beschäftigt, was mich beunruhigt, kann ich zu Ihnen bringen, und wenn ich Ihnen erzähle, bin ich geborgen. Was kümmert mich die Welt? Sie ist gefährlich, ich fürchte sie. Darum kam ich zu Ihnen. Wie könnte ich jemals Angst vor Ihnen haben?"

„Immer sprechen Sie von sich —" Das hat Maria noch nie gewagt. Sie fühlt sich preisgegeben, verraten. Und abgewandten Gesichts beschleunigt sie ihren Gang.

Hans aber richtet sich auf, wie zu einem Entschluß: „Hören Sie mich an: Sie sind in mich verliebt." Maria bleibt stehen und blickt ihn an, wie erstarrt. Sie kann nicht sprechen, aber sie ballt beide Fäuste wie zum Kampf. Er aber fährt fort: „Ich weiß, daß Sie in mich verliebt sind. Sie sollen nicht leugnen. Ich m u ß es Ihnen ins Gesicht sagen. Sie sind mir lieb, Maria, aber Sie sind kein — Weib für mich. Sie sind meine gute Kameradin und Zuhörerin, ist das nicht genug? Oh, Sie vermochten es so gut — bisher. Und heute kommen Sie und bestürmen mich mit Forderungen, und Ihr Vorwurf stört die Ruhe, die zwischen uns war. Ich muß Ihnen wehe tun, Maria. Aber ich will Ihnen jeden schlimmeren Kampf ersparen, darum spreche ich das aus was geschehen ist. Sie werden mich dafür hassen, aber der Haß wird leichter zu tragen sein als die Liebe. Sie sind außer sich, Maria. Wollen Sie nicht daran denken, daß ich guten Willens bin?" —

Maria ist zurückgewichen, zitternd am ganzen Körper.

Ihre Fäuste sind noch immer geballt, als wollten sie sich nie mehr lösen. Ganz leise und mühsam bringt sie die Worte hervor: „Gehen Sie — Sie — Kind! Gehen Sie —!“ Und dann plötzlich hat sie sich wieder, die krampfhaft gespannte Haltung läßt nach, sie fährt sich über die Haare, als wollte sie sich selbst besänftigen, und dann sagt sie noch einmal, aber jetzt ganz nachlässig und überlegen: „Gehen Sie doch! Sie — Kind!“

Hans verliert seine Sicherheit. Er fühlt, daß er gehorchen müsse. Und langsam geht er den Waldweg zurück, auf dem sie gekommen waren. —

Maria sieht ihm nach, und eine seltsam beklemmende Zärtlichkeit erfaßt sie für den altklugen Knaben, dessen Torheit ihr eben noch weh getan hatte. Und schon liebte sie auch das Leid, das er ihr getan hatte. Es gehörte zu ihm.

Da verschwand er an einer Biegung des Weges.

Die Blätter aber rauschten plötzlich auf und wichen auseinander: ein feiner Sonnenstrahl trat hindurch und ließ sich wie ein goldener Vogel auf Marias Haar nieder. Und das war wie ein gütiges, überlegenes Lächeln, oder wie wenn du als Kind dich im Fallen verletztest und die Mutter wollte dich trösten. „Wer hat meiner kleinen Maria wehgetan?“ fragte die Sonne. „Gott will einen silberhellen Kreis von Glück um dich haben — wer tut gegen Gottes Willen?“ — „Ich selbst!“ schluchzte Marias Seele: „Vielleicht war ich des Glückes müde? Vielleicht wollte ich aus Demut so sein wie andere Frauen und talwärts mit ihnen um die Wette laufen? Oder kann man aus Hochmut in die Tiefe streben?“

Da lächelte der Sonnenstrahl leise auf: „Du sollst auf Wortbrücken keine Häuser bauen, meine Freundin . . . . . ‚Tiefe‘ ist kein Wort für eindeutige Seelen.“

Und Maria raffte sich auf und ging ganz einsam nach Hause.

Krieg / von Hugo Neugebauer

Toter Krieger

Beug dich herab und seines Blicks Gesuch
erkenne schaudernd: Finsternis und Leere —
und seines Mundes: seinem Gotte Fluch.

Von seinen Sinnen fiel der Glieder Schwere,
vom Tod gelöst, und nur die Faust geballt
im letzten Krampf, deckt er das Feld der Ehre,

das Bett, so wie der Schläfer starr und kalt,
darob in Himmels hohler, dunkler Runde
des Mondes bleicher Spuk vorüberwallt.

Und durch den Nebel heulen hagre Hunde,
und aus den Wolken senkt sich mit Gekreisch
der Geier Schwarm zum reich gedeckten Grunde,

und Erd und Himmel teilt des Helden Fleisch.

Im Spital

Auf allen Bergen hält der Mond die Wacht,
die Mauern starren hoh und weiß und kahl,
die heiße Wunde brennt in kalter Nacht.

Durch Dunkel drängt sich Finsternis im Saal,
und durch die Kälte langt nach Mark und Bein
der Frost der Leere, löscht die letzte Qual:

Umhülle mich, sink tiefer in mich ein,
erfülle mich, du grenzenlose Macht,
du Frost des Himmels, leer von Not und Pein!

Auf allen Bergen hält der Mond die Wacht,
erschauernd tastet sich in seinem Schein
entweichend Leben in den Schoß der Nacht,

und wundersam gestaltet sich's im Stein.

Vom Fortschritt / von L. E. Tesar

Vor mir liegt ein Buch. Es hat die Absicht, das Leben als entwicklungsgeschichtlich aufwärtsschreitende Arbeitsentfaltung zu demonstrieren. Sein Titel heißt: „Die Welt als Arbeit". Sein Autor ist ein Doktor.

Es wurde mir von einem Freund geschickt, mit dem ich gestern ein Gespräch über den menschlichen Fortschritt führte. Ich leugnete den, während er für ihn stritt. Er wies mich darauf, daß so wie die Erscheinung des Lebens vom Urtierchen zum Menschen emporgestiegen sei, so werde sie auch immer reicher und vertiefter in der Geschichte der Menschen.

Ich: „Die Entwicklung der Zelle zum Menschen, als ein Spiel naturgesetzlicher, also physikalischer oder chemischer oder biologischer Kräfte, ist eine Hypothese, welche die Menschen nachträglich ersonnen haben, ihre dogmatische Ansicht vom Fortschritt mit der Zeit, zu welcher Ansicht sie sich schon vorher bekannt hatten, zu stützen. Sie ist kein Beweis. Ich aber kümmere mich um die Vermutungen über das Urtierchen nicht, wenn ich mit den Tatsachen meines Lebens und des Lebens der Menschen um mich und vor mir zu tun habe. In ihnen finde ich keinen Fortschritt. Die Dogmatiker der Entwicklung vergleichen gern — die Besserung im Laufe der Zeit zu erhärten — einen Fidschiinsulaner mit einem europäischen Nobelpreisträger. Der Vergleich ist oberflächlich. Was wissen die Gelehrten von den Insulanern? Ihr langweiliges registrierendes Geschwätz über sie wiegt nicht neben den Berichten Gauguins über die Bewohner von Tahiti oder den Berichten Nansens über die Eskimo. Diese Berichte aber sprechen gerade nicht zu gunsten der europäischen Verhältnisse. Jener Vergleich ist indes auch falsch angelegt. Die Menge muß neben die Menge, die Kleinen müssen neben die Kleinen, die Großen neben die Großen

gestellt werden, wenn zwei Zeiten oder „Stufen der Entwicklung" verglichen werden. Und dann zeigt es sich, daß wohl der Inhalt, der Gegenstand des Lebens sich geändert habe, daß aber die Intensität" — dieses Wort paßte mir nicht recht, während ich es sprach, mir fiel jedoch kein besseres ein — „daß die Intensität des Lebens in den frühesten menschlichen Zeiten nicht geringer an Tiefe und nicht ärmer an Dunkelheit war als heute".

Ich gab dem Freunde einige geschichtliche Beispiele. Er fügte sich teilweise meinen Ausführungen, fragte mich aber, weil ich vornehmlich Künstler angeführt hatte, was ich eigentlich eine künstlerische Potenz nenne.

„Eine solche, deren Aeußerungen und Werke nicht nachgeahmt werden können. Die neu gestaltet. Neue Organismen schafft, die noch nicht waren und die kein anderer wiederholen kann. Die künstlerische Potenz hat keine Kopie. Die Schulen, die von solchen einzelnen Potenzen ausgehen, haben mit ihnen nur den geschichtlich zufälligen Inhalt, etwa das durch das Milieu bestimmte Objekt der Worte oder Werke gemein. Wenn die Arbeiten des Schülers denen des Meisters ähnlich oder gleich werden, ist der Meister eben auch nur ein Schüler gewesen. Ein Teil einer Gruppe und kein Unersetzlicher. Keine Potenz."

Ich erinnere mich nicht mehr der Antwort des Freundes. Ich weiß nur, daß ich dann noch bemerkte, die Begegnung mit einer künstlerischen Potenz bilde einen Knoten in der Bewegung meines Ich. „Ein Erlebnis des Ich. Die Bemühungen der Gelehrten um die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Schaffenden vermögen nicht die Tatsache des Widerspruches zwischen den Schaffenden zu verdecken. Jede Potenz muß ich, als selbständige Einheit, besonders kennen lernen. Wenn ich aber ein Mitglied einer Gemeinde kenne — heiße sie Wissenschaft, Konfession oder Staat —, kenne ich auch alle übrigen Mitglieder der Sippe."

Am Heimwege fragte mich der Freund: „Der Schaffende ist für Dich der Zeuger neuer Organismen. Was jedoch heißt Du einen Organismus?“

„Ich kann nicht auf Deine Frage antworten, aber sie macht mich nicht verlegen. Die Wörter, welche die Grunderfahrungen des Denkens in Laute umsetzen, haben keine scharf umreißenden Inhaltsdefinitionen. Der Gebrauch solcher Wörter macht eine Schar lebhafter Empfindungen und farbkräftiger Erinnerungen in uns frei, wir bezeichnen mit solchen Wörtern durchaus anschauungsdurchtränkte Vorstellungen, aber wir können diese Wörter nicht definieren. Das vermögen wir nur mit jenen Wörtern zu tun, hinter denen keine Anschauungen oder Gefühle mehr stehen, die wir aus unserer Lebendigkeit verloren haben. Ist es doch mit anderen Namen ebenso. Wer den Raum stark fühlt, wird getrieben räumlich oder scheinbar räumlich zu formen. Wer aber das Gefühl Raum erklärt, als Anschauungsform oder Kategorie oder als sonst etwas, besitzt kein räumliches Erlebnis mehr. Mir fällt ein, daß der Musiker den Raum als erstarrte Musik, der Bauende die Musik als bewegte Räumlichkeit auffaßt, daß aber jener die Musik, dieser den Raum als nicht weiter erklärungsbedürftige Selbstverständlichkeiten voraussetzt. Denn sie erleben die. Nur der Buchphilosoph erklärt alles, denn er erlebt nichts. Er meint, daß er sich an seinem Zopf aus der lebendigen Wirklichkeit in eine konstruierte Idealität ziehen könnte — in Wahrheit dreht er sich in der erkenntnislogischen Pfütze von einer Seite auf die andere.“

Der Freund: „Doch Dein Organismus muß Eigenschaften haben, woran ich ihn von den Nichtorganismen unterscheiden kann. Welche sind die?“

Ich: „Er wird geboren, zeugt und stirbt.“

Der Freund: „Dann sind auch Völker Organismen?“

Ich: „Sie sind die. Wie die Gesellschaft.“

Der Freund: „Und nennst Du das Leben keinen Organismus?“

Ich: „Nein. Diese Anwendung tötete das lebendige Wort. Das Kommen, Schaffen und Gehen der Organismen bezeichne ich mit dem einen Wort ‚Leben‘. Die Erfahrung jedoch lehrt mich, daß die Auffassung des Lebens selbst als eines Organismus ein anschauungsloses Spiel mit Systemworten ist. Nein, — durch die unberechtigte Ausdehnung eines Wortgeltungsbereiches bringst Du mich nicht dazu, einen Fortschritt in der menschlichen Geschichte anzuerkennen. Das Leben selbst wächst nicht, es ist chaotisch. Alle Völker sind bisher gestorben und ihr Erbe haben Barbaren durcheinander gewühlt. Die gegenwärtigen Völker werden keine Ausnahme bilden. Sie bringen zunächst ihre einzelnen Menschen, die Helden, Gestalter und Denker, zur Strecke, um dann — ohne den Sauerteig der Gährung — selbst hinzusiechen.“

Wir nahmen Abschied. Heute habe ich das Buch. Es muß ziemlich verkauft worden sein. Es hat eine zweite Auflage.

Ich lese darin, daß das alte ägyptische Lied „An die Sonne“ dem modernen Menschen „sicher“ unendlich mehr sagt und ihn mehr empfinden läßt, „als es je in den Sinn des Dichters gekommen ist.“ Dieses Urteil steckt voll wissenschaftlichem Dünkel. Woher hat der Autor sein Wissen von den Empfindungen des vor tausenden Jahren verstorbenen Dichters? — Der schreibende Gelehrte rechnet ferner aus, daß die Naturschilderung bei den Späteren wahrnehmungsreicher als bei den Früheren ist. Daß Walther von der Vogelweide und Sappho „übertroffen“ werden durch Goethe und Heine, diese übertroffen werden durch Jacobsen und Walt Whitman. Daß gegen Schillers Glocke die „analogen Stellen der Bibel und Homers“ nur „primitiv“ sind. Ich tadle nicht erst, daß der Autor den Maßstab *verschweigt*, den er an die

Kunst legt, nämlich den, daß sie die Natur abzuschreiben habe, doch ich frage, worin der Wert solcher Bücher besteht, welche die Universitätskollegen und die Zeitungskollegen des Autors als „ethisch und kulturell" bedeutsam empfehlen, wenn dieser nicht ahnt, daß der Schaffende nicht nach einer gegenwärtigen Uebereinkunft — hier der Schärfe naturkundlicher Beobachtung — sondern nur nach jenen Werten beurteilt werden kann, die seine Seele, seine Empfindungen und Gedanken, am tiefsten entblößen? Jede Potenz trägt den Maßstab ihrer Werke in sich. Nur in sich. Warum ist im Fortschritt der Menschheit hinter Homer kein zweiter Homer gekommen? Hinter Dante kein zweiter Dante? Hinter Eckehart kein zweiter Eckehart? Papaja — nur die schriftstellernden Doktoren grasen in Herden, die schaffenden Genialen haben keine Brüder und Schwestern. Auch keine Väter und Söhne.

Der Verfasser erklärt Dürer als minderwertig gegen Monet, weil jener noch nicht die differenzierte Luftperspektive besitzt. Gerade Jacobsen, der unendlich feinfühlige Beobachter, den er seitenlang zitiert, hätte ihn lehren müssen, daß mit dem Landschafter Monet nicht der Landschafter Dürer, sondern der Dürer des Ritters-samt-Tod-und-Teufel, der Melancholie und des Hieronymus zu vergleichen wäre. Man hat neben den Sieg den Sieg, nicht neben den Sieg das Mußespiel eines ermüdeten Hirns zu stellen.

Gar manchmal mußte ich es hören, daß mir das Herz fehle, daß ich keinen Sinn für die Leiden der *Vielen* habe, die die Menge bilden. Ich habe keinen Anlaß mit meinen Tadlern Worte zu wechseln. Vielleicht haben sie recht. Auf keinen Fall bin ich imstande, die ethische Erziehung, die dem Publikum angedeihen zu lassen ein pfründensüchtiger Autor und ein geldsüchtiger Verleger sich zusammenfinden, von einer widerlichen Schmeichelei des Publikums zu unterscheiden. Der Autor verkündet: „Wir steigen empor!" Der

Leser antwortet: „Prost!“ Nun bleiben beide beisammen. Der Autor spricht weiter: „Die Kunst der Früheren ist primitiv. Sie ist undifferenziert. Der moderne Mensch verfügt über ein reicheres Gefühlsleben.“ Der Leser sagt: „So ist es“, räkelt sich und blinzelt nach der ehelichen Hälfte seines Bettes.

Die wissenschaftlichen und ethischen Doktoren sprechen von entwicklungsgeschichtlichen Stufen, ich spreche von Gegensätzen, die gegeneinander platzen und deren Kämpfe gesetzlose Klüfte trennen. Wie ein zuckender Krampf mutet die Geschichte der Menschen an.

Die Extasen, die sinnlichen und geistigen Extasen, sind von gleichem Wert, seien sie tausend Jahre vor uns getaumelt worden, taumelten wir sie selbst. Ich kenne zufällig die Schicksale zweier Menschen vor vierhundert Jahren, eines reifen Weibes und eines jungen Baccalaureus, die beide an einem Liebesgram versiecht und verwelkt sind, der einem aufgeklärten Autor von heute kaum das Kratzen kostete. *Was* wir denken und *was* wir fühlen, steht kaum für die Rede — einzig die *Tiefe* unserer Empfindung und unseres Gedankens ist von unersetzlicher Kostbarkeit, denn sie ist unser Persönliches. Die Systeme und die Wissenschaften verflattern, die Arbeiten und die Verbände zerbröckeln, aber die Blutstropfen, die aus zerrissenen Herzen und Hirnen geträufelt, scheinen ewig durch die Jahrtausende zu sickern.

(Dezember 1911)

Über Rassentheorie / von Carl Dallago

Die Kultur der Persönlichkeit schließt die Kultur der Rasse und Nationalität in sich, aber unbewußt. Jede bewußte Betonung dieser Begriffe liegt der Persönlichkeit fern. Wie für den, der auf Rasse seinen Blick gestellt hat, die Nationalität untergeordnet erscheint, so ordnet sich dem, der den Blick auf die Natur stellt, auch die Rasse unter. Und die Persönlichkeit trägt den Blick auf die Natur gestellt; sie ist von ihr geboren, liegt an ihr verankert und wird von ihr getragen und großgezogen.

Einmal soweit, wird es leicht, den Nationalismus als Streben immer als Beschränktheit zu empfinden, ja, er zeigt mir in seiner heftigsten und lautesten Betonung nur nationale Verarmung. Das Wesentliche, Dauernde von allem Nationalen ist dem Streben seines Trägers immer nur unbewußt und wie ungewollt einverleibt. Wie Goethe vom Nationalismus dachte, sagt uns der Bericht Eckermann's: „Ueberhaupt", fuhr Goethe fort, „ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

Die Rassenfrage bietet nun freilich ein größeres, tieferes und weitgehenderes Feld zur Ausbeutung; aber bei den flachen, berechnenden und auf Entdeckung lüsternen Intelligenzen, die überall herum sind, kann es nicht fehlen, daß ein so weithin einschlagender Begriff wie Rasse Theorien zu Tage fördert, die die unglaublichsten Entgleisungen aufweisen — Entgleisungen auf kulturlichem Gebiet.

Wenn auch nicht Entgleisung der schlimmsten Art — da ich die Ehrenhaftigkeit des Trägers der Theorie nicht in Frage stelle, also auch nicht seinen Glauben, seine Freude, seine äußerste Bemühung für die Idee — aber immerhin Entgleisung scheint mir die Rassentheorie von Ludwig Woltmann zu bedeuten wie auch sein Werk „Die Germanen und die Renaissance in Italien“: eine bedenklichste Ausgeburt jener Theorie, weil es Nebensächliches für Hauptsache nimmt und danach Schlüsse zieht, die nicht nur unzutreffend sind, sondern auch noch verhängnisvoll gerade dem Volke werden können, dem sie die Weltherrschaft der Zukunft zusichern. Wenn nämlich Woltmann in seiner Theorie den Satz aufstellt: „Die germanische Rasse ist dazu berufen, die Erde mit ihrer Herrschaft zu umspannen“ und weiter behauptet, daß es ausschließlich die germanische Rasse ist, die die hohe Kultur erzeugt, wobei er nahezu alle bedeutenden Menschen der Renaissance in Italien als von germanischer Abkunft erklärt, so kann dies bei der leichten und beliebten Verwechslung der Deutschen mit Germanen das deutsche Volk nur in Gefahren bringen, weil es, (wie Nietzsche sich ausdrückt), „verführt zu einem schädlichen, weil allzu schmeichlerischen Vorurteil über die Tugend der Deutschen.“

Zu solchen Schlüssen und Folgerungen hätte sich z. B. ein Arthur v. Wallpach gewiß nicht verstiegen. Sein Germanenglaube, den auch ich teile, sieht in der germanischen Rasse nur die besten Grundlagen für höhere Entwicklung und für höheres Wachstum überhaupt — und ich möchte hinzufügen: für Entwicklung und Entfaltung der Persönlichkeit im besonderen; in der Folge also auch das beste Unterpfand für hohe Kultur. Wenn aber Woltmann den Stammbaum der großen Renaissance-Menschen Italiens nur auf die Germanen zurückführen will, so sei darauf hingewiesen, daß die Deutschen, die nach Italien kamen, unter sich ge-

wiß nicht jene Großen zeugten, noch sie selbst jene Großen ausmachten; daß erst spätere Generationen hervortraten, daß Boden und Klima, überhaupt das Wesen der Landschaft viel zu sagen haben und in früheren Zeiten noch viel mehr zu sagen hatten. Damit hat sich der Rassenfrage die Kreuzungsfrage zugesellt, und sie ist die ungleich wichtigere. Sie setzt auch gleich bei der ursprünglichsten Natur ein, bei dem Geschlechtsleben, wo die Gegensätze die größte Rolle spielen bis zu einer bestimmten Grenze. Innerhalb dieser gilt: Je einander ergänzender, also je entgegengesetzter die Natur der Zeugenden ist, desto kräftiger, fähiger, glücklicher die Sprossen der Mischung, und je verwandter desto ärmer. So liegt es in der Natur, deren Fingerzeig darauf hinausläuft, daß das Verwandte, Bekannte, sich Aehnelnde am wenigsten zur innigsten und intimsten Vereinigung der Zeugung tauge, weil Verlangen, Begehr, Spannung zumeist weniger groß sind.

Konsequent bis zu Ende gedacht, ergibt aber die völlige Rassenreinheit die Geschwisterehe, also die Vereinigung des Zunächstliegenden, des Verwandtesten, was am wenigsten Spannung erwarten läßt. Unsere Natur sträubt sich auch dagegen, und wir haben dieses Sträuben wohl mit dem Christentum eingesogen; dieses entnahm es dem Judentum, wo es aus dem Gebot hervorging. Daß die Juden aber, als das Volk, das am meisten auf Erhaltung und Reinheit der Rasse wie auf Fortpflanzung bedacht war, die Zeugung unter Blutsverwandten so streng ahndeten, mag von bösen Erfahrungen herzuleiten sein, vielleicht von Unfruchtbarkeit oder Rasserückgang. Und wenn wir auf die Natur achten, so weist sie auch der Rassenreinheit im allgemeinen keine besondere Entwicklungsfähigkeit zu. —

Um wieder auf die Renaissance-Menschen zurückzukommen: ihre Größe mag in erster Linie auf glücklichste Mischung zurückzuführen sein. Die Kraft und Glut der lateinischen

Rasse fand in den Germanen neuen Nährboden. Ich möchte als die glücklichste Mischung sogar annehmen: lateinischer Samen in germanisches Erdreich. Dafür sprechen auch die bestimmt italienischen Namen der meisten Großen jener Zeit, und außerdem, daß auch heute noch „la bella bionda" in Italien einen ganz besonderen Wert hat und der feurige und begehrliche Sinn der dunkleren italienischen Rasse immer geneigt ist, sich in sie zu verlieben. Man sieht, dieser einzige Umstand schon übertrüge das Verdienst an der Schöpfung der großen Menschen der italienischen Renaissance zur Hälfte auf die lateinische Rasse. Es kommen aber noch Umstände hinzu, die der Theorie Woltmann's viel mehr zusetzen. Das ist, daß die Deutschen von dazumal in ihrer Heimat unter sich gar nichts Bedeutendes ausrichteten (was auch Gumplovicz Woltmann entgegenhält), und der Einfluß der italienischen Landschaft für eine Generation, die durch glücklichste Mischung reichlich Kraftzuschuß aufweist. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Rassentheorien überhaupt in kulturlicher Hinsicht wenig oder nichts zu sagen haben, daß vielmehr ihre Ausbeutung sie in das Gebiet der Wissenschaft verweist. Damit hätte auch Gobineau, als Schöpfer der Rassenfrage, nicht der Kultur, sondern nur der Wissenschaft neue Aufgaben gestellt. Die Wissenschaft ist aber nur Handlangerin der Kultur. Dies ergäbe auch für Gobineau eine Nietzsche untergeordnete Bedeutung.

Aber nicht einmal die Rassenfrage an und für sich, sondern nur als Ausgangspunkt der Kreuzungsfrage ist es, die der Wissenschaft diese Aufgaben stellt. Dabei ist alles so verzwickt und von so vielen Umständen beeinflußt — vor allem von der jeweiligen Kulturbeschaffenheit —, daß die bestdurchdachten Schlüsse keine Dauer versprechen.

Ich verweise hier auf die Empfängnistüchtigkeit und Empfängnis-Innigkeit des Weibes, den wichtigsten Umstand

für Rassentüchtigkeit, der wiederum von allem Möglichen beeinflußt wird: vom Stande der Kultur, von der Sphäre, in die diese Kultur den Mann stellt, vom Verhältnis zwischen Mann und Weib. — Wir sehen in stärkeren und härteren Zeiten in der Empfängnis des Weibes mehr Innigkeit. Wohl weil der Mann in gefahrvollere Sphäre rückte, was die Natur beim Weibe mehr in Entfaltung bringt — mehr sein Hingabebedürfnis an Leib und Seele, seine Innigkeit, seine Willigkeit, seine ganze Weiblichkeit. Vielleicht trägt der ganze heutige Stand unserer Stubenkultur, der der Mannesseele vor lauter Sicherheit den Atem bedrückt, bei, daß das Weib seine Weibesnatur zumeist vermissen läßt, daß das Natürlichste und Charakteristische an ihm, das Unterordnen, das Unterordnungsbedürfnis ihm so schwer fällt.

Was ich zu unterscheiden glaube, ist, daß die Tüchtigkeit einer Rasse immer mehr abhängig wird von ihrer Rückkehr zur Natur im tiefsten und höchsten Sinne, im Sinne des Landschaftsmenschen; — daß sich immer mehr zwischen dem kommenden Kulturmenschen und der heutigen Zivilisation eine Kluft auftun wird, sodaß der Kulturmensch der Zukunft ungefähr dem heutigen gebildeten Stadtmenschen als Antipode in allem gegenübersteht. Meine vier Großen des neunzehnten Jahrhunderts: Millet, Whitman, Nietzsche und Segantini, die mir wie Brüdermenschen vorkommen, geben meinem Glauben immer mehr Nahrung. — Damit sei für mich dieses Kapitel beiseite gestellt.

Aus „Geläute der Landschaft" (1906)

gez. von Max v. Esterle)

Karl Röck

Briefe aus der Abgeschiedenheit

II

Die Erscheinung Georg Trakl's

„Schön ist der Mensch und erscheinend im Dunkel."

(„Helian")

Mein lieber Herr von F., dies sind einige Blätter aus meinem Tagebuch. Sie werden bei Ihnen besser aufgehoben sein als bei mir. Denn ich habe schon häufig erlebt, daß mir der Sturzbach des Lebens die kleine Wiese, wo die Blumen der Erinnerung rot aufbrechen, überschwemmt hat. Jetzt möchte ich anfangen, mich gegen das Leben zu verteidigen. Man muß, um das zu können, immer mehr nach innen leben. Das äußere Leben ist voller Tschimbumtara und Fraßgier. Es betäubt das innere Leben zuerst mit dem Lärm seiner verlogenen Wichtigkeit, und frißt es hinterdrein auf. Dieses habe ich nun wirklich satt. Ich lobe mir die Stille, besonders in der großen Unsicherheit dieser Zeitläufte. Ueberhaupt ist es besser, was uns nahe geht, uns gehört und zu uns gehört, ohne Zaudern einzubringen und wohl zu verwahren. Die geistigen Menschen werden jetzt so rar, daß es eine Art hat; sie können die Ausdünstungen des Intellekts nicht vertragen, aus Ekel werden sie schwindsüchtig und sinken dahin. Daher es nicht geraten ist zu warten, bis die Erinnerungen an sie, sofern man deren hat, ihre Farbe verlieren; oder bis zu den grauen Wochen:

„Da aus des Einsamen knöchernen Händen
Der Purpur seiner verzückten Tage hinsinkt."

(Georg Trakl, „Nähe des Todes")

*

Im November des vergangenen Jahres machte mich mein guter Freund, der Schriftsteller Hermann Wagner, auf einige Gedichte von Georg Trakl aufmerksam, die in der Zeitschrift „Der Brenner" erschienen waren. Diese nun las ich, und fühlte mich sehr von ihnen ergriffen. Ich las sie wieder, und staunte. Ich las sie ein drittes Mal, und war erschüttert, verwundert und begeistert zugleich.

Mit großer Klarheit kam mir zum Bewußtsein, was diesen Dichter vor der Masse all' derer, die heute Verse machen, auszeichnet: während solche, ihrer Mehrzahl nach, hübsche, glatte, wohlgereimte Sachen gleich Pillen drehen, die man nach dem Essen und vorm Einschlafen auf dem Kanapee zu sich nehmen kann, ohne irgendwelche aufscheuchende Emotionen befürchten zu müssen, nimmt dieser Dichter Seele, Aug' und Ohr des Menschen ganz gefangen. Solches habe ich an ihm erfahren.

(Damals gerade mußte ich mich, von schweren Träumen bedrückt, in einer recht öden Wirklichkeit ergehen. Alles war von Nebeln bedeckt. Ich machte tausend Pläne, aus ihnen herauszukommen, aber alle ganz sinnlos. Wohin ich trat, stieß ich auf die Leichen von Freundschaften, die ich, soweit sie meine Opfer waren, heimlich und möglichst geräuschlos beerdigte. Oh über den tristen Anblick eines Massengrabes! Und darüber wölbte sich die sternlose Nacht meiner Torheiten. Schließlich dachte ich: Hier, oh Borromäus, bist du mit Latein und Deutsch zu Ende. Du bist überhaupt zu Ende. Du kannst nicht mehr weiter. Veronal her! Damals ließ ich mich treiben. Gott aber warf mich an ein schützendes Gestade. Doch dessen will ich in anderen Tagen gedenken . . .)

Als ich, wie gesagt, solches an diesem Dichter erfuhr, empfand ich ihn als die Erscheinung eines Sehers. Zu ihm redet die Welt in Bildern, aus ihm tönt sie in Bildern zurück. Sein Auge ist ein Spiegel von Bildern; sein Mund das Echo des Geschauten; seine Seele meistert es in Rhythmus.

Zuweilen steigt er in seine Seele hinab, er versinkt in sich selber; aber auch das Unirdische erlebt er in Bild und Zeichen; wo er dennoch einmal, in drei Worten, einen Gedanken ausspricht, ist es allemal einer, der, ohne Auflösung des ganzen Menschen, nicht mehr zu umgehen war: der steht dann wie eine Ruhebank da, von der aus die Fülle tönender Bilder überschaut wird:

„Erschütternd ist der Untergang des Geschlechts.
In dieser Stunde füllen sich die Augen des Schauenden
Mit dem Gold seiner Sterne."

(„Helian")

Anfangs Dezember des vergangenen Jahres kam ich nach Innsbruck. Hier fand ich Gelegenheit, mehr von dem Dichter Georg Trakl zu lesen und zu hören. Meine Ueberzeugung: daß sich in seinem Werke etwas Außerordentliches offenbart, wofür derzeit der Sinn fehlt (ja was wir, als den eigentlichen und wahren Begriff des Dichters, nur mehr aus der Erinnerung an geschichtliche Zeiten kennen, wo der Dichter noch ein Seher war, ein in sich ruhendes Auge, in dem sich die Welt in Bildern bricht, und ein weissagender Mund, aus dem Bilder tönen; denn solches ist der Dichter, von dem ich hier rede), diese meine Ueberzeugung wurde immer mehr bestärkt.

Bald nun lernte ich auch den Dichter persönlich kennen. Das erste Zusammensein mit ihm verlief nicht glücklich; er hatte, mit anderen, in deren Gesellschaft ich ihn antraf, schon Mehreres getrunken, ich aber trat nüchtern in den Kreis. Jeder weiß, wie schwer es einem da fällt, sich zurechtzufinden. Der Trinker nämlich fühlt sich sehr reich und sicher, der Nüchterne lebt in Armut und Unsicherheit. Was mich indes an jenem Abend besonders störte, war Gegenstand und Art des gepflogenen Gesprächs. Trakl war mit einem kranken Freund von Salzburg über Rosenheim (in Bayern) nach Innsbruck gefahren. In Rosenheim besorgte er eine kleine Flasche Rotwein für den Begleiter; jedoch erwies sich der Wein als miserabel und kostete zudem ein Heidengeld. An dieses gewiß nicht angenehme Geschehnis knüpfte Trakl sein Gespräch an. So recht ich ihm innerlich gab, als er die ihm und seinem Freunde widerfahrene Bewucherung als eine Gottlosigkeit erklärte, so sehr fühlte ich mich verletzt, als er den Einzelfall zu einem typischen machen und aus ihm die allgemeine Untugend der Deutschen ableiten zu müssen glaubte. Freilich erschien mir einigermaßen richtig: daß sich die Deutschen, in vielen Schichten, dem Krämergeist ergeben haben. Aber da sich gerade zu der Zeit, als jene Unterhaltung stattfand einige Völker den lügenhaften Anschein gaben, als möchten sie mit Oesterreich und Deutschland Krieg machen, war ich von patriotischer Zuversicht erfüllt, die in solchen Fällen jedem Angehörigen jeder Nation wohl ansteht und die ihm auferlegt, mit der Kritik bis auf friedlichere Zeiten auszusetzen.

So verlief, wie schon erwähnt, dieser erste Abend mit Trakl ungut. Der Dichter führte übrigens das Gespräch fast allein, gewissermaßen monologisch; die anderen unterbrachen ihn nicht, widersprachen ihm nicht, und ich schwieg verdrossen; wobei ich mir allerdings vornahm, bei späterer Gelegenheit meine bessere Meinung über einiges Deutsche zum Ausdruck zu bringen. (Ich habe es auch getan, zu seiner Zeit, und erlebte die Genugtuung, daß dieser Mensch, der als deutscher Dichter bestimmt ist den Ruhm der Deutschen zu mehren, manche von mir erhobene Einsprüche als gerecht und richtig anerkannte. Ich habe da an ihm wieder gesehen, was vielfach den geistigen Menschen deutschen Blutes auszeichnet: Daß er, die Mängel der deutschen Art und die innere Zerrissenheit des deutschen Gemütes fühlend — welche ja historisch ist, Deutschland in zwei Konfessionen gespaltet und das kulturell nicht wieder gutzumachende Elend des dreißigjährigen Krieges über uns gebracht hat — daß er trotzdem nicht aufhört, ein Deutscher zu sein. Was Georg Trakl in dieser Richtung bewegt, wäre zum Beispiel an einem französischen Dichter nicht denkbar: da dieser das Franzosentum als solches nie geistig übersehen kann, vielmehr ganz und gar aus ihm herauswächst und in ihm, ebenso völlig, wieder aufgeht. Dem Deutschen allein ist eigen, daß er immer irgendwie über sich hinaus will: weil er den inneren Zwiespalt seiner Seele fühlt und ihn beheben möchte; weil ihm überhaupt und allezeit eine idealere Welt vor Augen steht als die ist, welche ihn umgibt. So auch der Dichter Trakl. Uebrigens habe ich von ihm selbst gehört, daß er mütterlicherseits slavisches Blut in sich trägt; was ist natürlicher, als daß er dann auch für die slavischen Tugenden in sich Verständnis fühlt. Vielleicht leitet sich aus solcher Mischung des Blutes die ungemein edle Schwermut her, die vielen seiner Gedichte den sanft mitschwingenden, religiösen Grundton gibt.)

Um aber auf jenen Abend zurückzukommen, so erkannte ich, inmitten des Widerstreites, den mir neuen Menschen doch schon anfangs in einem wesentlichen Zuge: seine monologische Art zu sprechen entsprach durchaus der seltsamen mönchischen Einsamkeit, der innerlich streng und durchgreifend vollzogenen Abgrenzung, die er, wo immer er sich be-

findet und selbst in Gesellschaft zahlreicher Menschen, stets mit sich trägt. Darum klang auch seine Stimme nicht zum Nachbarn gewendet, sondern wie von weither; in ihrem Ton lag Grollen. Seine Augen sahen nie auf die Umgebenden, sondern, selbst bei direkter Ansprache, stets irgendwohin in die Ferne. Manchmal erhob sich seine Rede wie eine Beschwörung gegen heranziehendes schweres Schicksal. In jedem Fall, ob was er gerade sagte mir innerlich gemäß war oder nicht, fühlte ich von vornherein das Bedeutungsvolle des in sich gekehrten Menschen, der zuweilen vom Leben losgelöst und doch wieder in schmerzlicher Ergriffenheit nach ihm zurückgewendet schien. Hieher gehört, was er selbst mir später einmal gesagt hat: daß er die Menschen, mit denen er zu tun habe, eigentlich gar nicht sehe, daher ihm auch Kenntnis der menschlichen Physiognomie völlig abgehe. Er gewann zuerst in meinen Augen innere Verwandtschaft mit jenem Frangart, welcher, durch Uebereife seiner Kultur, den Menschen entrückt, in heroischer Selbstgenügsamkeit edel und einsam für sich bleibt; aber dann überwältigte mich wieder die Kraft seiner ganz eigenen Vitalität; auch sah ich, wie sehr des Dichters Weltabkehr fruchtbar ist von der wohlgemeisterten Fülle seiner Bilder und Gesichte. Damit verhält es sich eben wie geschrieben steht: „Einigen teile Ich bloß allgemeine, anderen besondere Dinge mit; einigen offenbare Ich mich auf sanfte Weise in Zeichen und Bildern, jeglichem zuteilend, wessen Ich ihn für würdig halte."

Trug ich vom ersten Zusammentreffen die Erinnerung an einen grollenden, hie und da einer höheren Idee zuliebe ungerechten Seher mit mir fort (wobei ich mir nicht verhehlte, daß ich aus der süßen Milde seiner Verse, aus der melodiösen Weichheit ihrer Rhythmen, aus dem stillen Hauch ihrer versöhnungsreichen Melancholie vorher auf einen andern Menschen geschlossen hatte), so lernte ich ihn doch bald nachher anders und besser kennen.

Oh über den Duft der stillen Nachmittage und langen Winternächte, die wir, süßen Rotwein trinkend, zusammen verbracht haben! Welche Anmut fand sich hinter dem rauhen Mantel des Einsamen! Welche Güte, schamhaft verborgen, unter der Herbheit männlichen Wortes! Welche Wind-

stille eines gottergebenen Gemüts hinter der schützenden Mauer des Grolles und der Abwehr der Menschen! Welche Begeisterung hinter dem Anschein ruhiger Bedachtsamkeit und kühlen Verstandes! Welches höhere, vergeistigte Mitleid hinter dem zornigen Tadel! Welche Fähigkeit zu leiden und welche Bereitschaft, hinter versteinerter Miene, hinter rätselhaften Blicken ins Weite! Und welche Ausdrucksfülle, welche Melodik und Modulation in tönenden Bildern!

Da war er durchaus der Dichter, der mit milder Souveränität des Geistes herrscht über seine Welt und was sie innerlich angeht.

In jenen Tagen sann er seinem Gedicht „Helian" nach. In ihm fand er, harmonischer Ergebenheit voll, den reinsten, ganz harmonischen Zusammenklang seiner Bilder, in unvergänglichen Versen, deren „gerechtes Anschaun" noch vieler Menschen Seele erfreuen wird. Ich weiß es voraus und sage es jedem auf den Kopf zu; denn ich habe ein Gefühl für das Unvergängliche. Die Dichter à la mode und die Bücher des Jahres schwinden mit der Mode und mit dem Jahr dahin, weshalb ich sie gern übersehe; aber was die in hundert und zweihundert Jahren lesen und entdecken werden, davon entgeht mir nicht leicht etwas. Sie werden den „Helian" lesen, der da beginnt:

„In den einsamen Stunden des Geistes
Ist es schön, in der Sonne zu gehn
An den gelben Mauern des Sommers hin.
Leise klingen die Schritte im Gras; doch immer schläft
Der Sohn des Pan im grauen Marmor.

Abends auf der Terrasse betranken wir uns mit braunem Wein.
Rötlich glüht der Pfirsich im Laub;
Sanfte Sonate, frohes Lachen.

Schön ist die Stille der Nacht.
Auf dunklem Plan
Begegnen wir uns mit Hirten und weißen Sternen."

Und der da schließt:

„An den Wänden sind die Sterne erloschen
Und die weißen Gestalten des Lichts.

Dem Teppich entsteigt Gebein der Gräber,
Das Schweigen verfallener Kreuze am Hügel,
Des Weihrauchs Süße im purpurnen Nachtwind.

Oh ihr zerbrochenen Augen in schwarzen Mündern,
Da der Enkel in sanfter Umnachtung
Einsam dem dunkleren Ende nachsinnt,
Der stille Gott die blauen Lider über ihn senkt."

Ja, den „Helian" werden sie lesen. Vorher muß vieles zugrunde gehen, nicht nur was die Zeitgenossen lesen, sondern auch das Allermeiste von dem was sie tun. Die Gottheit muß sich unserm Geschlecht, dessen intellektueller Hochmut und geistige Armut gleich groß sind, erst auf eine unsanftere Weise offenbaren, bis wieder ein reiner Boden unter den Menschen bereitet ist, wo der Gottheit sanftere Botschaft durch den Geist des Dichters von den Hörern mit Andacht vernommen wird. Helian hat Zeit, bis dahin und noch länger.

Georg Trakl verließ, noch während das bewunderungswürdige Gedicht im Werden war, die Stadt Innsbruck, kam aber nach kurzer Zeit, im Januar 1913, genau gesagt: am 4. Januar 1913, wieder für kurze Zeit dorthin zurück. (Er war in Wien gewesen; die Unmöglichkeit, in Wien einen „Helian" zu vollenden, trieb ihn wieder nach Innsbruck zurück. Dem gebieterischen Rufe der inneren Gesichte, die den „Helian" beseelen, untertan, mußte er wichtige — wenn auch immerhin nur zeitliche — Angelegenheiten im Stiche lassen, derentwegen er eigens nach Wien gegangen war. Aber so ist es nun einmal: Der Dichter hat keine Wahl in seinen irdischen Dingen; auf die Gefahr hin, von den Menschen Narr genannt zu werden: immer muß er Gott mehr gehorchen als den Menschen).

In den wenigen Wochen, die Georg Trakl neuerdings in Innsbruck verblieb, hatte ich erst so recht das Glück,

von ihm Freundschaft empfangen und ihm Freundschaft geben zu können. Vom Helian aus hatte ich einen tiefen Blick in die Seele des Dichters tun können, deren tiefste Vision der Helian darstellt: so tief wie sie eben sein muß, um ein solches Schicksalsgedicht, unter dessen Zeichen sein Dichter geboren ist und welches zu schreiben zu seiner tragischen, aber grandiosen Bestimmung gehört hat; das auch zugleich eine Offenbarung über das Hinsterben des Abendlandes darstellt und über die reiche versinkende Schönheit seines Unterganges, wie sie nur durch den Mund dieses Dichters laut werden konnte; eine Offenbarung, die aber, einmal laut geworden, auch einmal für immer der Welt gehört. Denn im Helian hat ein „Zurückgekehrter von traurigen Pilgerschaften" sein und seines Geschlechtes persönliches Schicksal so europäisch erlebt und hingestellt, daß jeder im Innersten davon ergriffen wird: weil es eben jeden Europäer irgendwie angeht. Demgemäß reicht auch der formale Reichtum, der sich im Helian erschließt, von entferntesten Vergangenheiten bis zum Ende des Geschlechts; er hat eine lange geistige Tradition. (Nicht ohne Bedeutung scheint mir, daß der Dichter aus Salzburg stammt, der ältesten deutschen Stätte christlicher Kultur.)

„Zur Vesper verliert sich der Fremdling in schwarzer Novemberzer-
Unter morschem Geäst, an Mauern voll Aussatz hin, [störung,
Wo vordem der heilige Bruder gegangen,
Versunken in das sanfte Saitenspiel seines Wahnsinns.

O wie einsam endet der Abendwind.
Ersterbend neigt sich das Haupt im Dunkel des Oelbaums."

(„Helian")

*

Mein lieber Herr von F., dies habe ich niedergeschrieben, weil man vor sich selber kein Hehl aus dem machen soll, was man verehrt; weil man überhaupt rechtzeitig den Mut zu solcher Verehrung aufbringen soll und nicht erst dann, wenn sich der Schmock selbst nicht mehr getraut zu witzeln und ihm die Geste der Verehrung profitabler erscheint; auch nicht erst dann, wenn der deutsche Literarhistoriker sich wie ein Ohrwurm in den Gehörgang des Dichters einbohrt, natürlich erst nach des Dichters Tod: denn die Insektenart,

zu der Literarhistoriker gehören, umgeht das Lebendige. — In solchen Fällen allerdings zeichnet sich der Franzose vor dem Deutschen aus: in Frankreich hat Victor Hugo die Gedichte des damals fünfzehnjährigen Rimbaud, ohne billigen Spott der Zeitgenossen befürchten zu müssen, öffentlich den schönsten Versen der französischen Weltliteratur als ebenbürtig an die Seite gestellt. Bei uns in Deutschland dürfen frühreife Burschen von fünfzehn bis fünfzig Jahren sich über reife Dichter öffentlich belustigen. Gewiß erscheint das Nationale dieser Witzigen nicht immer ganz stubenrein. Aber auch der Deutsche selbst: Respekt vor Lebendigen wird er niemals lernen.

Ich grüße die Ausnahmen!

Ihr

Karl Borromäus Heinrich.

Notiz des Verlags

Heft 9 dieses Jahrganges, enthaltend den Aufsatz „Karl Kraus als Erzieher" von Karl Borromäus Heinrich, hat so starken Absatz gefunden, daß der geringe Restbestand für den Einzelverkauf nicht mehr abgegeben werden kann. Da die Nachfrage nach diesem Heft noch immer rege ist, so sei die Aufmerksamkeit jener Besteller, deren Interesse sich auf den genannten Aufsatz bezieht, auf die soeben zur Ausgabe gelangten „Studien über Karl Kraus" verwiesen, in die der betreffende Aufsatz aufgenommen ist.

Heft 6 des zweiten Jahrgangs, enthaltend den Aufsatz „Laotse und ich" von Carl Dallago, ist vollständig vergriffen und wird zum erhöhten Preis von 50 Hellern vom Verlag zurückzukaufen gesucht. Vor allem werden Mitarbeiter jenes Heftes, die möglicherweise noch über einige Exemplare verfügen, um Ueberweisung von solchen gebeten.

Soeben sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

CARL DALLAGO
Karl Kraus, der Mensch

LUDWIG VON FICKER
Notiz über eine
Vorlesung von Karl Kraus

KARL BORROMÄUS HEINRICH
Karl Kraus als Erzieher

Mit einer Zeichnung von Max von Esterle

74 Seiten. Preis K. 1.20 (Mark 1.—)

:: :: Zu beziehen :: ::
durch jede Buchhandlung
oder direkt vom Verlag

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

Otto Weininger und sein Werk

von

CARL DALLAGO

Preis K 1.— (85 Pfg.)

Brenner-Verlag Innsbruck

Karl Borromäus Heinrich

KARL ASENKOFER
Geschichte einer Jugend

*

KARL ASENKOFERS FLUCHT UND ZUFLUCHT
Erzählung

*

MENSCHEN VON GOTTES GNADEN
Roman

ALBERT LANGEN VERLAG MÜNCHEN